

Leseprobe, S. 486 ff. und S. 493 ff. aus:

Axel Doßmann

Gespräche über Baracken:

Versuchsanordnung zur Erfahrungsgeschichte

in: Belinda Davis, Thomas Lindenberger, Michael Wildt (Hg.), Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen, Frankfurt/M. und New York 2008, S. 486-502.

Am Schreibtisch, zaudernd

Es ist Nacht. Der Historiker sitzt an seinem Schreibtisch, seine Gedanken kreisen. Er möchte über historische Erfahrung mit Baracken seit dem 19. Jahrhundert schreiben. Wie davon erzählen? Um ihn herum sind historische Quellen und andere Inspirationen in Stellung gebracht: Auf, neben, unter dem Schreibtisch stapeln sich Bücher und Stapel mit Kopien aus Archiven, von zeitgenössischen Schriften und Aufsätzen, kleine Kisten mit Fotografien, Postkarten, Notizzetteln. Die drei großen Umzugskartons – Baracken, Pavillons, Container – mit den Materialien aus dem alten Buchprojekt über temporäre Architekturen stehen hinter ihm. Das wäre alles noch mal zu durchforsten.

Je länger er sich mit diesen Fragmenten der Vergangenheit beschäftigt, je genauer er versucht, den Sinn dieser mehr oder weniger zufällig überkommenen Zeugnisse von Barackenbewohnern, Politikern und Wissenschaftlern zu ergründen, desto fremder werden ihm diese – ja, was sind das für Menschen? Seine Helden? Seine Spielfiguren? Seine Protagonisten?

Oder sind diese historischen Akteure nicht doch eher seine Widersacher: als »Quelle« hartnäckig Einspruch erhebend gegen Thesen, die sich als zu glatt, zu sehr von Strukturdenken und Theorien geleitet erweisen, die zu wenig die Ambivalenzen aushalten? Wie kann man ihrem Veto Respekt zollen, sich würdig erweisen? Nicht mit Schmeichelei oder simpler Affirmation mit den »Opfern«, vielmehr durch ein Zitieren und behutsames Interpretieren, aber auch Neu-Arrangieren, das Material in neue Konstellationen bringen, Re-Konstruktion. Auf diese Weise den vielseitigen Dimensionen ihres Handelns versuchen, gerecht zu werden. Zeigen, wie die so genannten »Verhältnisse« und Kraftfelder der Macht entstehen, befestigt, verändert werden.

Es scheint paradox: er möchte das Vertrauen dieser Menschen gewinnen, was nur posthum möglich ist, denn als Historiker kommt er meist zu spät, »seine« Barackenbewohner sind längst gestorben. Aber eine Art von Vertrauen will er gerade darum gewinnen, wenn er sich Quellen nähert und den Orten vergangenen Geschehens. »Austausch ermöglichen – Distanz aber nicht verwischen.« Mag sein, dass sie ihm dabei

»nicht näherrücken, sondern fremder werden«.¹ Das als Chance begreifen, als Erfahrungen gegen trügerische Illusionen.

Wie also beginnen? Pragmatik rät zum Fallbeispiel. Man wähle einen überschaubaren Raum und analysiere seine »Quellen« unter einer großen Fragestellung über einen längeren Zeitraum. Das ermöglicht auch den späteren Vergleich. Ja, das wäre machbar, Material hat er lange genug gesammelt.

Aber der Historiker verharrt im Zweifel, zaudert immer noch. Der Computer summt leise vor sich hin. Er nimmt ein kopiertes Dokument in die Hand, liest darin, unterstreicht zwei Sätze und legt diesen Brief aus dem Jahr 1931 beiseite auf einen anderen Stoss von Papieren, dort wo Unterlagen über Erfahrungen in Baracken aus dem 19. Jahrhundert abgelegt sind. Er hört Stimmen. Nachbarn? Das Radio? Tauchen die Toten wieder auf? Sie würden sich nicht verstehen, vermutlich, diese Menschen, deren Aussagen sich hier am Schreibtisch, still gestellt und übereinander gestapelt zu Dokumenten geworden sind, weil sie eines miteinander verbindet: es sind Zeugnisse von Erfahrungen mit Baracken, höchst unterschiedliche. Ihre Aussagen sind weit verstreut, räumlich wie zeitlich. Ordnung, neue Ordnungen entstehen erst hier wieder, im Arbeitszimmer von Nachgeborenen.²

Ob sie sich streiten, diese Leute, würden sie sich tatsächlich begegnen? Vielleicht sind sie auch milder geworden, die Gemüter der Akteure? Schließlich geht es bei ihnen nicht mehr um Leben und Tod. Es gibt Grenzen, Vergangenheit und Gegenwart trennt ein Riss. Doch muss man als Historiker nicht immer wieder dafür Sorge tragen, die Vergangenheit für die Gegenwart zu kennzeichnen, also »den Toten einen Platz einzuräumen, aber auch den Raum der Möglichkeiten neu zu verteilen«?³ Für andere historische Darstellungen, für unmögliche Gespräche? Das Experiment, für das der Historiker Lust entwickelt, wird den paradoxen Situationen der Darstellung von Vergangenheit wohl auch nicht entkommen. Und man wird mit dem offensiven Vordringen in die fiktiven Sphären notwendig die disziplinären Grenzen der Zunft sprengen müssen. Doch »in welchen Zustand wollen wir uns versetzt sehen?«, fragt ein Schriftsteller, »sobald ein für allemal Klarheit darüber herrscht, was der Geschichte, was der Imagination des Autors zugeordnet werden muß – ich habe den Verdacht, es geht uns, indem wir das historische Material vom imaginären trennen, weniger um Erkenntnis als darum, Souverän über den Bereich unserer Gefühle zu bleiben.«⁴ Sind diejenigen, die sich mit Vergangenheit beschäftigen, nicht immer schon ins (un)heimliche Gespräch mit den Toten und den Geistern eben jener Vergangenheiten verstrickt?

¹ Lüdtker, Alf, »»Fahrt ins Dunkle?« Erfahrungen des Fremden und historische Rekonstruktion«, in: ders., Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993, S. 23–41, hier S. 37.

² Certeau, Michel de, Das Schreiben der Geschichte, Frankfurt/M./New York 1991, S. 93, 54.

³ Ebd., S. 130.

⁴ Beyer, Marcel, »Nachwort«, in: ders., Flughunde, Frankfurt/M. 2007, S. 307.

Es ist inzwischen kurz vor Mitternacht. Der Historiker reckt sich, atmet tief durch, tippt auf die Space-Taste und beginnt zu schreiben.

Berlin, den 18. März 2008

Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren,

(...)

Am Schreibtisch, träumend

(...)

Im hinteren Teil des Saales steht ein kräftiger Mann auf und beginnt, sichtlich aufgeregt, zu den Leuten an dem großen Tisch sprechen. Mit etlichen Anderen eilt auch der Historiker zu dieser Gruppe.

- Guten Tag meine Herren. Ich heiße Albert Haack und bin Schuhmachermeister. Heute vertrete ich hier Arbeiter- und Handwerkerfamilien aus Berlin zur Zeit der Reichsgründung. Wir haben damals ---
- Interessant. Sind Sie ein sozialdemokratischer Politiker? Sind die Mitglied im Berliner Arbeiterbund? Ein Gewerkschafter des damals noch jungen Kaiserreiches?
- Nein, nein wie kommen Sie darauf? Worauf wollen Sie hinaus?
- Hey, was willst Du »denn überhaupt«?¹⁹ Du gehörst doch zu diesen komischen Leuten aus dem 21. Jahrhundert, die uns ausforschen wollen? Ihr habt aber in dem Brief an uns versprochen, Euch mit Fragen zurückzuhalten! Wir brauchen Eure Fantasien über unser Leben nicht.
- Ja, aber ich will doch ---
- Schluß jetzt, wir bitten um Ruhe und Gehör! Herr Haack, bitte.
- Also ich bin ein einfacher Handwerker, wie gesagt. Ich brauche keine Organisation, um die Interessen meiner Klasse zu vertreten. Diese Versammlungen, dieser Hang zum Militärischen der Sozialisten, das war nie meine Sache. Wozu auch? Wir haben uns auf eigene Faust für unser Recht auf ein Dach über dem Kopf eingesetzt.
- Hört, Hört!

¹⁹ Lüdtke, »Fahrt ins Dunkle?«, S. 32.

– Ja, gewiss, denn wir Arbeiter Berlins, wir wohnten nicht, wir hausten. Die überbelegten Stuben waren selten alle beheizbar, im Winter wurden die Räume nass, besonders Kinder erkrankten, die Tuberkulose grassierte, Typhus und Fleckfieber. Die Mieten stiegen seit Jahrzehnten.

– Gut gut, das Elend ist bekannt. Wie hat die Stadt reagiert?

– Die Stadt hat uns nicht geholfen. Die Polizei beschimpfte uns als Gesindel. Erst, nachdem es wieder Opfer der Cholera gab, richtete ein Apotheker Räume zur Verfügung. Die Einrichtung für dieses Krankenrevier konnte aus den Baracken-Lazaretten der Militärs beschafft werden. Insofern war das Kriegsende für die vielen Kranken ein Glück. Doch zu Ostern 1872 hatten noch hunderte Familien kein Dach über dem Kopf.

– Wie haben die sich dann beholfen?

– Improvisation. Wir haben öffentliche Plätze belagert: den Exerzierplatz am Schönhauser Tor, die großen Freiflächen in der Hasenheide, die wir von den Demonstrationen her kannten, die Parkanlagen im Friedrichshain, ja sogar im Tiergarten machten es sich Familien gemütlich, so gut es eben ging. (lacht) Die Polizei war sowieso überfordert, denn für solche Fälle gab es noch gar keine klaren Dienstvorschriften.

– Sie haben die Bau- und Zeitlücken im Stadtraum genutzt. Sie wollten ihre Würde bewahren, indem sie Tatsachen schafften in Gesetzeslücken – sehr interessant das alles. Ich als Kommunalpolitiker habe das in Dresden auch gemacht, drei Jahrzehnte später, Anfang des 20. Jahrhunderts. Da haben wir zum Beispiel Schulpavillons aufgestellt. Allerdings in ordentlicher Abstimmung mit den zuständigen Verwaltungen, das hatte alles seine Ordnung bei uns in Dresden. Das war nämlich so, dass ---

– Herr Paul am Ende! Bitte lassen Sie bitte erst mal Albert Haack zu Ende erzählen. Mit ihren Anekdoten aus Sachsen kommen Sie nachher auch noch dran. Bitte, Herr Haack.

– Wir Exmittierten jedenfalls nutzten nicht nur vorhandene Räume, sondern bauten uns auch selbst ein Obdach. Auf den Schlächterwiesen vor dem Cottbusser Tor haben sich 150 Familien Bretterbuden zusammengenagelt – aus den Holzpaneelen von Abrisshäusern, aus den Treppenhäusern. Man fand ja dort auch noch alte Türen und Fenster. In der Regel hatten diese Hütten zwei kleine Zimmer, manche bauten sogar noch eine extra Kochnische mit Ofen und Vorratskammer.

– War die moralische Verwilderung denn sehr groß?

– Nein, wie kommen Sie darauf?

– Nun, Eduard Bernstein schrieb mehr als drei Jahrzehnte später von »dürftigen, aller Zivilisation hohnsprechenden Baracken«.

– Ja, sicher schrieb ich das. Aber doch mit Sympathie für ihre bedauernswerte Lage!

– Sieh da, Herr Bernstein ist auch angereist!

– Wenige Zeilen später erwähne ich in meinem Buch die »Szenen herzerreißenden Elends, die sich in voller Öffentlichkeit abspielen«, unterschlagen Sie das bitte nicht. Ganze Familien saßen von einem Tag auf den anderen auf der Straße, selbst in den

feineren Gegenden. (blättert in seinem Buch). Hier, hier schreibe ich doch nicht ohne Bitternis und Ironie: »Aber die kapitalistische Oekonomie hatte den Trost, das damals die Boden- und Häuserspekulation blühte und Millionen an gestiegenen Grundwerten >verdient< wurde.«²⁰

– Ja, was das konkret hieß, davon können wir ein Lied singen. Unserer Baracken-Kolonie am Landsberger Tor wurde schließlich ein Ultimatum gestellt. Ich war es, der sich an den König wandte, hier ist mein Brief, der letzte Abschnitt: »Die unglücklichen Bewohner der 22 Baracken vor dem Landsberger Tor repräsentieren eine Zahl von 42 ehrlichen strebsamen Männern und Frauen und 59 Kindern, welche auf Befehl des Polizeipräsidenten Berlins am 26. d.M. ihr Asyl aufgeben sollen, ohne ein angemessenes neues gefunden zu haben; sie werfen sich daher Ew. Majestät zu Füßen und bitten demutsvoll, womöglich bis Oktober, um telegraphische Hinausschiebung dieser Maßregel, deren Ausführung die Bewohner zur Verzweiflung führen würde. Ehrfurchtsvoll Albert Haack, Schumachermeister, im Auftrag der Bewohner einer Baracke vor dem Landsberger Tor, zweite Reihe, erste Bude.«²¹

– Das klingt wirklich nicht gerade revolutionär, dieses Bittgesuch eines Untertanen!

– Es war ein Appell an die Vernunft und an das Mitgefühl. Die Reaktion kam prompt und nachts: Die Polizei überraschte uns im Schlaf und zerstörte am 27. August 1872 unsere Barackensiedlung. Als alles nur noch ein Trümmerhaufen war, riss sich ein Bekannter los, nahm sein rotes Taschentuch und pflanzte es als Fahne auf die Ruinen.

– Ha, eine symbolische Landnahme der Proletarier, eine schöne Geschichte!

– Ja, von dieser Roten Fahne habe ich auch in meinem Buch erzählt. Es wurde seit 1953 in der DDR mehrfach neu aufgelegt, ein Bestseller, würde man heute wohl sagen.

- Ja, Frau Lange, Sie haben viel bei mir abgeschrieben. Und sich zugleich in der Kunst des Weglassens bewiesen. Sei ´s drum, ich galt ja als sozialdemokratischer Revisionist in Ihrem Land. Aber wie eben Herr Haack haben Sie damals auch nur einen Teil der Geschichte geschildert. Sie erwähnten zwar die rote Rotzfahne, übergehen aber das anschließende Saufgelage. Etliche der Männer aus den Baracken am Landsberger Tor waren nur noch verzweifelt, verkauften ihre letzten Möbel für einen Spottpreis und tranken sich einen ´schweren Rausch´ an.²²

– Aber mit Verlaub, was nützt denn die Erzählung von einem Saufgelage der proletarischen Sache, Herr Bernstein?

– Nun, sie hätten uns vielleicht besser verstanden, Frau Lange! Eine kleine rote Fahne hissen oder sich einen Rausch antrinken

²⁰ Bernstein, Eduard, Die Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung. Erster Teil [1907], reprint, Glashütten im Taunus 1972, S. 230.

²¹ Lange, Annemarie, Berlin zur Zeit Bebels und Bismarcks. Zwischen Reichsgründung und Jahrhundertwende, Berlin 1972, S. 157; Augsburger Allgemeine Nachrichten, 2.8.1872.

²² Bernstein, Berliner Arbeiterbewegung, S. 261.

- Für uns machte beides Sinn, wir beanspruchten in beiden Fällen eigenen Raum, auch eigene Zeit, Raum und Zeit für uns selbst, wir setzten der harten Wirklichkeit etwas entgegen. Die Idee einer besseren Welt. Das rote Taschentuch als stummer Kommentar: Diese Welt der Ungleichheit, Unterdrückung und Schikane, das ist nicht die unsere. Das Besäufnis danach ist doch nur konsequent?
- Eine lustvolle Verausgabung?
- Natürlich! Ein Ausdruck »proletarischer Sinnen-Lust«!²³
- Wer beschließt zu trinken, der bestimmt über sich und seinen Körper, entzieht sich also anderen, und der Welt, gewissermaßen. Haben Sie schon mal versucht, einem Besoffenen Ihren Willen aufzuzwingen?
- Aber bitte vergessen Sie nicht, Sinnen-Lust war freilich auch ohne Alkohol zu erfahren. In anderen Situationen haben Arbeiter etwas Süßes gegessen, Brot mit Marmelade etwa. Oder Butter- oder Streuvelkuchen, »als Ausgleich und Trost, aber auch als Versprechung auf die erhoffte bessere Zukunft«.²⁴

(...)

²³ Lüdtke, Alf, »Feingebäck und Heißhunger auf Backwaren. Bemerkungen zum süßen Genuß im deutschen Faschismus«, Zuckerhistorische Beiträge aus der Alten und der Neuen Welt. Schriften auf dem Zuckermuseum, Heft 25 (1988), S. 399-426, hier S. 416.

²⁴ Lüdtke, »Feingebäck«, S. 416.